

Teil I: Theoretische und methodologische Grundlagen

1 Bedeutung von Sozialwissenschaften, Zahlen und Statistiken

Dass die Sozialwissenschaften in der modernen Gesellschaft ihre Spuren hinterlassen haben, ob zum Guten oder zum Schlechten sei dahingestellt, lässt sich argumentieren, ohne viel Widerspruch erwarten zu müssen. Für einige Sozialwissenschaftler*innen geht dieser Einfluss sogar so weit, dass sie diese Spuren konzeptionell in ihre Forschungsansätze einbauen. So nehmen laut Ulrich Beck und Wolfgang Bonß (1989) die Sozialwissenschaften im Prozess der reflexiven Modernisierung eine entscheidende Rolle bei der *Ver(sozial)wissenschaftlichung* von Gesellschaft ein. Darunter verstehen sie das Eindringen von sozialwissenschaftlichen Konzepten, Begriffen und Denkweisen in Institutionen, Berufe, das alltägliche Leben und Denken.

In eine vergleichbare Richtung geht auch Giddens Konzept der »Doppelten Hermeneutik« (1987) und Bourdieus (1992) Ausführungen zur »verdinglichten Soziologie«. Bourdieu thematisierte damit, dass die »künftigen Soziologien [...] in der von ihnen untersuchten Wirklichkeit immer mehr die versteinerten Produkte der Arbeit ihrer Vorgänger wiederfinden [...]« (1992, 73) werden, wobei er dies als ein weiteres Argument dafür ansieht, dass die Soziolog*innen ihre Worte weise wählen müssen. Ulrike Felt (2000) teilt diese Einschätzung in der *Österreichischen Zeitschrift für Soziologie*, allerdings erweitert sie diese durch Konzepte aus der Wissenschaftsforschung und illustriert mit Österreichbezug, wie und warum trotz weitreichender *Versozialwissenschaftlichung* die Sozialwissenschaften selbst in medialen und öffentlichen Auseinandersetzungen weitgehend unsichtbar bleiben würden. Das Konzept der *Versozialwissenschaftlichung* ist für die Auseinandersetzung der Rolle und Bedeutung von Sozialwissenschaften in der Gesellschaft zentral. Aber was wird darunter verstanden?

1.1 Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft und die Beforschung der Sozialwissenschaften

Nach Wolfgang Bonß (2005) stelle die Auseinandersetzung um die Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft einen dritten Schritt eines Praxisdiskurses um das Verhältnis Sozialwissenschaft und Gesellschaft dar. Die Voraussetzung dafür sei in Deutschland spätestens in den 1960er und 1970er Jahren durch die Etablierung eines »elitären Praxisverständnisses« (2005, 33) geschaffen worden. Dieses folgte einem strengen Aufklärungs- und Rationalisierungsideal und verhalf darüber Vorstellungen von der Überlegenheit sozialwissenschaftlich generierten Wissens gegenüber allen anderen Wissensformen zum Durchbruch. Herbert Altrichter, Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler (2005) sprechen hierbei von einem »szientistische[n] Erbe«, das der wissenschaftlichen Theorie die »höchste gesellschaftliche Autorität« zuschreibe, die die Praxis oder Gesellschaft unmittelbar anleiten solle (2005, 25).

Nach Natalie Mevissen (2016) spitze sich dieses elitäre Praxisverständnis im Werturteil- oder Positivismusstreit¹ der Soziologie der 1960er und 1970er Jahre zu, mit wechselseitigen Vorwürfen einer Voreingenommenheit, Ideologiegeleitet zu sein und/oder gegebene Machtverhältnisse zu reproduzieren und zu legitimieren.² Mevissen auf Beck berufend hält fest, dass die Debatten

»lediglich wissenschaftstheoretische Positionen und Postulate auf der Metaebene darstellten, in denen vor allem Wunschbilder unterschiedlicher Denkschulen von Wissenschaft und Praxis aufeinanderprallten« (2016, 209).³

Diese Position und Sicht seien in den 1980er Jahren durch eine Auseinandersetzung um die Verwendung von Sozialwissenschaft besonders in der po-

-
- 1 Für eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Positionen, Hintergründe und des historischen Verlaufs siehe Hans-Joachim Dahms (1994).
 - 2 Ein Reigen an Vorwürfen, der sich auch gegenwärtig immer wieder in wechselseitiger Weise Bahn bricht, z.B. im Kommentar von Armin Nassehi und Irmhild Saake (2019) zu einer Arbeit von Stefan Hirschauer und seiner Replik (2020) darauf.
 - 3 Dieses Aufeinanderprallen fand nicht allein in der Vergangenheit statt, sondern ist auch gegenwärtig noch anzutreffen, z.B. in der Auseinandersetzung zur Gründung der *Akademie für Soziologie* 2017. Sie möchte der Vielfalt der methodischen und theoretischen Ansätze in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* eine klarere Ausrichtung auf systematische wissenschaftliche Methoden entgegensetzen. Siehe dazu die Stellungnahmen von Hartmut Esser (2018) und Stefan Hirschauer (2018).

litischen Entscheidungsfindung anfänglich um Relativierungen ergänzt und später komplett ersetzt worden. Als Ursache für diesen Prioritätenwechsel und gleichzeitig als Grundlage für den damit entstandenen, aber nur kurzlebigen Forschungszweig der Anwendungsforschung (Neun 2016), führen Beck und Bonß (1989, 17f) eine generelle Enttäuschungserfahrung an, die nach einer vorangegangenen, sich sukzessiv aufbauenden hohen Erwartungshaltung ob der gestalterischen Macht der Sozialwissenschaften einsetzte (Mevissen 2016, 210).

Auf dieses »Brüchig-Werden des Konzepts einer linearen Anwendung von höherem theoretischem Wissen auf soziale Praxis« (Altrichter u.a. 2005, 27) wurde von den Sozialwissenschaften bzw. den Sozialwissenschaftler*innen der Zeit mit unterschiedlichen Argumentationen und Strategien reagiert, wobei Altrichter u.a. (2005) vier identifizieren. Einerseits wurde hervorgehoben, dass das Problem auf der Seite der Sozialwissenschaft selbst lag und an einem Mangel angemessener Forschung, so die *differenzierende Argumentation*. Damit blieb das grundlegende Verständnis von Wissenschaft als erkenntnistheoretische Autorität unangetastet, stattdessen wurde die Forschung aber aufgefordert, ihren eigenen Ansprüchen gerechter zu werden. In der *negierenden Argumentation* wurden die Sozialwissenschaften zwar in der Verantwortung gesehen, das Problem allerdings eher an ihrer Wirklichkeitsvergessenheit festgemacht. Sie forsche eben an den Problemen der Gesellschaft vorbei. Die *korrigierende Argumentation* richtete sich demgegenüber an der Gesellschaft und Praxis selbst aus und diagnostizierte einen Mangel an Rationalität und Einsichtigkeit. Die *induktive Argumentation* demgegenüber führte über zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Sozialwissenschaft und Gesellschaft (Beck und Bonß 1989, 22ff; Altrichter u.a. 2005, 27).⁴ Besonders die Anwendungsforschung der 1980er Jahre breche sowohl mit Überlegenheitsvorstellungen als auch mit dem Bild einer direkten Übersetzbarkeit wissenschaftlicher Konzepte in andere gesellschaftliche Lebensbereiche. So werden Anwender*innen sozialwissenschaftlicher Ergebnisse nicht mehr als passive Nutzer*innen gesehen, sondern als Akteur*innen mit eigenen Interessen und Wissensbeständen. Das Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Nicht-Sozialwissenschaft werde hier nicht mehr als hierarchisch angesehen. Was

4 In den Publikationen der Soziologie und Sozialwissenschaften finden sich alle vier Argumentationen und Perspektiven gelegentlich auch gleichzeitig und parallel wieder. Siehe dazu beispielhaft meine Rezension (2019) des Sammelbandes *Migration und Integration: Fakten oder Mythen?* (herausgegeben von Max Haller).

allerdings aufrechterhalten wurde, dass beide durch ihre Eigenheiten und Eigenschaften als genuin voneinander getrennt anzusehen seien. Diese Differenzen leiten sich aus einer

»[...] Handlungsentlastetheit als bestimmenden Kontext der Produktion von Wissen auf der einen Seite und der Wirkung von Handlungszwängen als bestimmenden Kontext der Praxis auf der anderen Seite« (Altrichter u.a. 2005, 28) ab.

Deswegen sieht Bonß (2005, 35) im induktiven Argument weiterhin eine »Wissenschaftszentriertheit« als gültig an, wodurch die Prämisse, die Praxis müsse sich der Logik der Wissenschaft anpassen, weiterhin aufrechterhalten bleibe. Eine Prämisse, die Altrichter et al. (2005) als nicht oder nicht mehr tragbar erachten, denn Forscher*innen stünden selbst unter Handlungsdruck: Deadlines für Berichte, Publikationen oder Vorträge müssen gehalten werden, Projekte haben begrenzte Laufzeiten, es besteht Druck zur Veröffentlichung oder die Zeit für Forschung muss mit Tätigkeiten im administrativen Betrieb und der Lehre geteilt werden (2005, 37f). Auf eine Hierarchiestufe gebracht, sei das Verhältnis zwischen Wissen, das unter sozialwissenschaftlichen Produktionsbedingungen hergestellt wird, zu den nicht-sozialwissenschaftlichen gesellschaftlichen Bereichen und deren eigenen Praktiken und Wissensformen eher unbestimmt, dynamisch, wechselseitig und nicht notwendigerweise imperativisch. Deshalb könne es auch in ein anderes Selbstverständnis der Sozialwissenschaften selbst münden. So verweist Mevissen (2016, 213) auf Forderungen von Forscher*innen, die Sozialwissenschaften müssten von Praxisansprüchen, die schnelle und umfassende Lösungen verlangen, entlastet werden.

Wie sozialwissenschaftliches Wissen überhaupt in die Gesellschaft diffundiert, lässt sich nicht direkt beantworten und beobachten. Laut Oliver Neun (2016, 341f) müsse eher von einer indirekten Wirkung der Sozialwissenschaften gesprochen werden, da deren Einfluss erst über lange Zeiträume erkennbar werde. An diesem Punkt kann erneut auf den Begriff der Versozialwissenschaftlichung Bezug genommen werden, weil sie nach Bonß (2005) weder unter das Aufklärungsideal falle, noch auf spezielle Praxisfälle reduzierbar sei. Eine gute Beschreibung dessen, wie sozialwissenschaftliches bzw. soziologisches Wissen gesellschaftlich zur Anwendung kommt, findet sich bei Anne Mesny (1998): Wissen werde von Gesellschaftsmitgliedern nicht einfach verwendet oder realisiert, sondern in den alltäglichen Betätigungen laufend für ihre Zwecke übersetzt, angeeignet und damit adaptiert und verän-

dert. Sozialwissenschaftliches Wissen wird von Mesny als zirkuläres Wissen verstanden, das in einem sich gegenseitig durchdringenden Verhältnis zum Common-Sense-Wissen stehe.⁵ Das Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft sei damit nicht durch ein »Rationalitätsgefälle« (Mevissen 2016, 216), sondern durch eine weitreichende Symmetrie gekennzeichnet.

Um die Gesellschaft mitgestaltende Bedeutung der Sozialwissenschaften beobachtbar machen zu können, müsse die »Sinndimension als Ort der Innovation« berücksichtigt werden, wie Martin Reinhart (2016) argumentiert. Es gehe darum, die »gesellschaftlichen Vorstellungen dessen, was als normal, wahrscheinlich und ursächlich gelten« (2016, 186) kann, zu erforschen. Dieser Einfluss auf der Sinndimension passiere allerdings nicht unmittelbar, sondern zumeist über längere Zeit und findet auch nicht unbedingt ohne Widerstand statt, was sich beispielsweise in der Löschung der Gender Studies aus der Liste der zulässigen Studiengänge 2018 in Ungarn (siehe dazu Varszegi 2018) und in vergleichbaren Plänen der *Freiheitlichen Partei Österreichs* (siehe dazu S. Mayer u.a. 2018) zeigt.⁶

Nicht unerwähnt bleiben sollen hier auch die laufenden Aufrufe und Forderungen nach einer umfassenden Neufassung, Neudefinition oder einem Neustart der Sozialwissenschaften, um der modernen, globalisierten, gegenwärtigen Gesellschaft und Welt gerechter zu werden. Dabei scheint besonders die (deutschsprachige) Soziologie von Diagnosen des eigenen Bedeutungsverlustes begeistert zu sein. So sieht Neun (2016, 343f) einen Grund für das Ende der Anwendungsforschung in der sich ausbreitenden Desillusionierung von Forscher*innen in Bezug auf die Bedeutung der Soziologie, was zu einem »Rekurs auf eine neue Innerlichkeit« (Bonß und Hartmann 1985, 10 zitiert nach Neun 2016, 344) und zu einer »steigenden Selbstisolierung der Sozialwissenschaftler in den jeweiligen Universitätstürmen« (Freund 1987, 161, 164

5 Ihr Verständnis von Zirkularität hat sie in einem späteren Artikel noch weiter ausgeführt (Mesny 2009, 684ff).

6 Einige Vertreter*innen der Wissenschaftsforschung wie Brian Wynne (1993) und Sheila Jasanoff (2005; 2006) stellen ein vergleichbares Verhältnis der Natur- und Technikwissenschaften zur Gesellschaft und Öffentlichkeit fest. Der Weg von einem elitären Praxisverständnis hin zur reflexiven Moderne kann, auf die Wissenschaftsforschung umgelegt, als Entwicklung der Diskurse vom Defizit-Modell des public understanding of science über den Dialog zwischen Gesellschaft und Wissenschaft hin zu Konzepten wie civic epistemologies und public engagement of science gelesen werden (siehe beispielhaft neben den Erwähnten auch Irwin und Michael 2003; Wilsdon und Willis 2004; Fochler und Müller 2006; Bogner 2012).

zitiert nach Neun 2016, 344) geführt habe. Auch Mevissen hebt hervor, dass nach dem Verschwinden der Anwendungsforschung ein generelles Gefühl der »Unsicherheit« übrigblieb, das sich bis in die Gegenwart halte. Es bestimme maßgeblich,

»wie [Soziolog*innen] sich ihrem Untersuchungsgegenstand gegenüber positionieren sollen und inwieweit ihr Wissen über Gesellschaft überhaupt über epistemische Autorität verfügt« (2019, 291).

Das latente Krisengefühl in und mit den Sozialwissenschaften zeigt sich an den Titeln vieler Bücher und Artikel: »Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant?« (Wingens und Fuchs 1989), »Die verkürzte Wertschöpfungskette des Wissens: Mutmaßungen über den Bedeutungsverlust der Soziologie« (Knie 2005), »Making Social Science Matter: Why Social Inquiry Fails and How it Can Succeed Again« (Flyvbjerg 2001) oder »Innovating the Social Sciences. Towards More Useable Knowledge For Society« (Luk Van Langenhove 2009).

Für eine Neuerfindung der Soziologie, die den modernen, globalisierten Gegebenheiten gerechter werden könne, plädierte neben dem prominenten Soziologen Ulrich Beck (2000; 2005) auch Law und Urry (2004), wobei letztere aus einer Wissenschaftsforschungsperspektive. Durch die zunehmende Entkoppelung von Nationalstaaten komme es zu einem generellen und notwendigen Umbruch im wissenschaftlichen Verständnis von Realität und damit entstehe ein neues Verhältnis von Wissenschaft und Realität. Die Autoren führen hier sowohl Entwicklungen in der Kybernetik als auch in den Sozialwissenschaften (z.B. die Weltsystemtheorie Wallersteins) an. Der Umbruch führe weg von linear-kausalen Erklärungen hin zu nicht-linearen beweglichen Forschungspraktiken, die mit flüchtigen, multiplen und komplexen Realitäten besser umgehen können.

»Method needs to be sensitive to the complex and the elusive. It needs to be more mobile. It needs to find ways of knowing the slipperiness of ›units that are not‹ as they move in and beyond old categories« (2004, 404).

Einen etwas anderen Ansatz bietet Mevissen. Sie schlägt vor, das von Forscher*innen der Soziologie oft empfundene »Autoritäts- und »Identitätsdefizit« (2019, 260ff)⁷ in eine Stärke umzuwandeln, indem die hierarchische Separierung von Sozialwissenschaft und Gesellschaft aufgehoben werde, um »[...]

7 Wenn auch nicht Thema der Untersuchung, so finden sich Hinweise darauf in den Interviews mit österreichischen Sozialwissenschaftler*innen dokumentiert im Bericht

einer Wahlverwandtschaft der Soziologie mit der Gesellschaft auch auf der Mikroebene [...]« (2019, 292) Platz zu machen. Soziolog*innen seien demnach in gesellschaftliche Kontexte eingebunden, bringen diese aber auch selbst hervor. Die Wahlverwandtschaft biete also nicht nur eine wertvolle und exklusive Quelle für alternative Einsichten und Erzählungen, sondern liefere auch eine Basis für das Selbstverständnis der Soziologie (und Sozialwissenschaft generell) als eigenständige und relevante Form des Redens und Nachdenkens über und mit Gesellschaft (2019, 293).

Auf diese Weise werde das Verständnis des Einflusses von Sozialwissenschaft auf die Gesellschaft umgedreht. Sozialwissenschaft beschränke sich dann nicht mehr nur auf ein Übersetzen, Aufnehmen und Implementieren alltäglicher Praktiken, sondern das sozialwissenschaftliche Wissen adaptiere diese Praktiken und kreierte neue Erzählungen über die Gesellschaft. Das Verhältnis werde dadurch komplizierter, fluider und dynamischer. In eine ähnliche Richtung gehen auch die Überlegungen von Angelika Pofnerl und Reiner Keller. Sie sprechen davon, dass sich die Soziologie »dem Gegenstand anschmiegen [muss], um etwas in Erfahrung zu bringen«. Gleichzeitig muss sie sich auch entfernen, »um etwas über ihn aussagen zu können« (2015, 139). In dieser besonderen Position könne sie eine eigenständige »soziologische Erzählkunst« (2015, 144) entwickeln, die sich von anderen Erzählformen unterscheidet. Sie hat damit das Potenzial, »neue Erzählungen« hervorzubringen, die die »Gewohnheiten der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung« (2015, 149) aufbrechen können.

Diesem komplizierten, fluiden und dynamischen Verhältnis zwischen Sozialwissenschaft und Gesellschaft wird in der Forschungsrichtung der Wissenschaftsforschung allerdings eher wenig Aufmerksamkeit geschenkt. In einem Artikel aus dem Jahr 2000 hat Ulrike Felt auf die paradoxe Situation verwiesen, dass der Fokus der Wissenschaftsforschung von Anfang an vorwiegend auf den Natur- und Technikwissenschaften gelegen habe und noch immer liege. Die Sozialwissenschaften seien als Untersuchungsobjekte weitgehend vernachlässigt worden. Dadurch habe die Wissenschaftsforschung zwar wesentliche Beiträge zur Reflexion und Analyse des Verhältnisses von Naturwissenschaft und Technik zu Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Öffentlichkeit geliefert sowie zu den sich verändernden Produktionsbedingungen von wissenschaftlichem Wissen und Technik, analytisch und empirisch allerdings

Der gesellschaftliche Impact sozialwissenschaftlichen Wissens in Österreich von Ulrike Felt und Maximilian Fochler (2018, 23ff).

habe sie kaum ihre eigene Situation reflektiert (2000, 200). Ein Befund, den auch Anne-Marie Weist 2018 noch teilt (2018, 233). Es gebe zwar mehrere Anstrengungen, den Sozialwissenschaften verstärkt analytische und empirische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen (z.B. durch das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1982 initiierte Forschungsprogramm *Verwendungszusammenhänge sozialwissenschaftlicher Ergebnisse*)⁸, doch merken Camic, Gross und Lamont (2011) in ihren einleitenden Worten zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *Social Knowledge in the Making* an, es sei bei diesen vereinzelt Versuchen geblieben und es habe sich daraus keine Forschungstradition entwickeln können:

»Up to this point in its comparatively young history, however, the literature of STS has focused predominantly on the natural sciences, pure and applied, with a modest uptick of recent attention to the most conspicuously ›scientific‹ of the social sciences« (2011, 1).⁹

Aufgrund dieses Mangels habe es neben der in den Geistes- und Sozialwissenschaften weit verbreiteten präskriptiven Literatur zur Wissensproduktion (2011, 5) in Form von Lehr- und Methodenbüchern sowie Gebrauchsanweisungen hauptsächlich vereinzelt, unzusammenhängende Untersuchungen mit eingeschränkter Perspektive gegeben, die sie unter dem Begriff des *traditional approach to social knowledge* zusammenfassen. Darunter fallen sowohl Ansätze mit dem Label Ideengeschichte als auch Arbeiten aus dem Bereich Wissenssoziologie, der der Wissenschaftsforschung nahesteht. Diese zeichneten sich zum einen dadurch aus, dass sie sich auf bestimmte Denker*innen oder Gruppen von Denker*innen konzentrierten, deren wichtigsten Ideen und Arbeiten schon bekannt seien, Eingang in den wissenschaftlichen Kanon gefunden hätten oder als wichtiger Teil eines intellektuellen Feldes oder der wissenschaftlichen Tradition angesehen würden. Zum anderen würden wissenssoziologische Arbeiten eine stark rückwärtsgewandte Herangehensweise aufweisen, anhand der sie den Ursprung einflussreicher wissenschaftlicher Konzepte, Ansätze und Arbeiten aus externen sozialen Bedingungen oder den Klasseninteressen der Forscher*innen erklären (2011, 6). Hierzu ge-

8 Siehe dazu den daraus entstandenen Sammelband *Weder Aufklärung noch Sozialtechnologie* (Beck und Bonss 1989).

9 Letzteres, nämlich das dezente Aufgreifen der am ›wissenschaftlichsten‹ aussehenden Sozialwissenschaften, trifft zugegebenermaßen auch auf dieses Buch zu.

hörten Arbeiten von C. Wright Mills, Herbert Marcuse, Pierre Bourdieu oder Harry M. Collins.

Wenig berücksichtigt wurden in den meisten Publikationen dieses Ansatzes die alltägliche Arbeit der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion, die Routinen, die Techniken und das Zusammenspielen und -arbeiten der verschiedenen Akteur*innen und Aktanten. Diese Perspektive wird in der Wissenschaftsforschung und darüber hinaus im Begriff des *practice turn* zusammengefasst. Obwohl Arbeiten zur sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion also weiterhin eine Minderheit darstellen, beobachten Camic, Gross und Lamont (2011) ein steigendes Interesse vonseiten der Wissenschaftsforschung an diesem Untersuchungsobjekt. Nicht ganz zufällig kommen dabei besonders die als ›härter‹ und ›wissenschaftlicher‹ angesehenen Forschungsstränge wie Wirtschaftswissenschaften und Statistik in den Blick.

1.2 Forschungen zu Statistik und Quantifizierung

Den Wirtschaftswissenschaften widmeten sich unter anderem zwei Forscher*innen, die für die Etablierung der praxisorientierten Wissenschaftsforschung eine entscheidende Rolle spielten: Karin Knorr-Cetina und Michel Callon. Karin Knorr-Cetina konnte mit ihren beiden großen Laborstudien (1991; 1999) und der theoretischen und konzeptuellen Rahmung der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung (1995) der modernen Wissenschaftsforschung Kontur verleihen. Sie wendete sich in den letzten Jahren den Finanzmärkten als Untersuchungsfeld zu (Knorr-Cetina und Preda 2004). Michel Callon, der gemeinsam mit Latour und anderen maßgeblich an der Gründung und Etablierung der ANT beteiligt war, beschäftigte sich mit Fragen der Performativität von Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (2007). Er plädiert unter anderem dabei dafür, nicht von *economics*, sondern von *economization* zu sprechen (Çalışkan und Callon 2009; 2010).

Forschungen zu Statistik und Quantifizierung umfassen vorwiegend historische Arbeiten und belegen damit, dass rückwärtsgewandte Forschung nicht unbedingt dem *traditional approach to social knowledge* folgen muss. Sie behandeln vielfältige Themen und Fragen, z.B. wie Methoden der Quantifizierung in der modernen Welt ihre argumentative Kraft erhalten haben und weiterhin aufrechterhalten (Porter 1996) oder wie durch Etablierung und Organisation von und öffentlichen Auseinandersetzung mit größeren quantitativen Erhebungen Phänomene wie der ›durchschnittliche Mensch

oder die ›durchschnittliche Stadt‹ (nicht immer ohne Widerstand) erzeugt werden konnten (Igo 2007; 2011). Oder es geht um die Frage, wie durch Meinungsumfragen überhaupt erst so etwas wie eine öffentliche Meinung (mit-)kreiert wird (Osborne und Rose 1999) oder wie Statistiken durch das Zusammenarbeiten unterschiedlicher Akteur*innen aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ›feste Dinge‹ produzieren und selbst zu einem ›festen Ding‹ werden konnten (Desrosières 1991; 2005). Auch wird erörtert, wie Praktiken der statistischen Quantifizierung mit biopolitischen Grenzziehungen zusammenhängen (Scheel 2020).

Alle diese Veröffentlichungen teilen die Grundannahme, dem Denken in Zahlen und Statistiken über die Gesellschaft und die Menschen komme eine historisch produzierte, bis in die Gegenwart anhaltende gesellschaftliche Bedeutung zu. Es entstehe über die Zeit ein Deutungsschema, das sich selbstständige und soziale und politische Entscheidungen und Handlungen (mit-)gestalte (siehe dazu u.a. den Sammelband von Saetnan u.a. 2011). Auch die von Steffen Mau (2017) unter der Bezeichnung »Metrisches Wir« thematisierte Kommerzialisierung von Zahlen und Statistiken zum Zwecke der Individualisierung von Werbung und Konsum (z.B. im Internet und in sozialen Medien) und zur Selbstoptimierung (z.B. Programme zur Überwachung des Essverhaltens) der Gesellschaftsmitglieder findet zunehmend Beachtung.

Wie Richard Rottenburg und Sally Engle Merry (2015) argumentieren, habe in den letzten Jahren das Thema der Quantifizierung für die öffentliche Verwaltung und Regierungsarbeit unter dem Label *new public management* zusätzliche Aufmerksamkeit erlangt. Indikatoren, eine Art der numerischen Repräsentation, sollen eine Antwort auf die Frage bieten, ob durch Entscheidungen oder Maßnahmen von Regierungen auch die gewünschten Ziele erreicht würden (2015, 2). Ob diese Art der Quantifizierung vor allem den politisch Privilegierten und Mächtigen zugutekomme oder auch ein Instrument zur Unterstützung der Arbeit von zivilgesellschaftlichen Gruppierungen sei, die im Interesse sozial verletzlicher Gesellschaftsmitglieder agieren (Makkonen und Europäische Kommission 2007; Miner-Rubino und Jayaratne 2007), sei dabei noch offen und werde unterschiedlich verhandelt (siehe dazu z.B. Davies 2015).

In dieser Unbestimmtheit der Rolle und Bedeutung von Quantifizierung und Indikatoren im sozialen und politischen Machtgefüge sehen sich die Produzent*innen von Statistiken mit Widerstand, Unverständnis und Vorwürfen der Parteilichkeit konfrontiert, wie Alain Desrosières (2015) anmerkt. Diese Vorwürfe stünden dem Selbstverständnis von Objektivität und Unabhän-

gigkeit der quantifizierenden Praktiken zumeist entgegen. Auch Indikatoren zur Vermessung des Feldes der Wissenschaft (z.B. bibliometrische Indikatoren)¹⁰ sind häufig Kritik ausgesetzt. So fordern Lynn P. Nygaard und Bellanova Rocco (2018, 34) bibliometrische Kategorisierungen und ihre Auswirkungen auf die Veröffentlichungspraktiken wissenschaftlicher Arbeiten besonders im Hinblick auf Abschließungs- und Ausschließungstendenzen empirisch zugänglich zu machen und zu entwirren (siehe dazu aus einer postkolonialen Perspektive auch Keim 2008).

Frederico Ferretti u.a. (2018) stellen nach einer empirischen Auseinandersetzung mit dem *Research Excellence in Science & Technology Indicator* der Europäischen Kommission infrage, ob Exzellenz und auf diese Vorstellung basierende Indikatoren überhaupt für die Welt der Wissenschaft eine Bedeutung haben können:

»Or, what is the significance of excellence indicators when scientific research is a distributed endeavour that involves different actors and institutions often even outside mainstream circles?« (2018, 740).

Neben aller Kritik an und Warnung vor der Quantifizierung der Forschung und der Einführung von Indikatoren ziehen Gaby Haddow und Björn Hammarfelt (2019) aus einer quantitativen Umfrage unter Sozialwissenschaftler*innen in Australien und Schweden den Schluss, dass Indikatoren nichtsdestotrotz von vielen Forscher*innen schon aktiv im Lebenslauf und bei Projektanträgen genutzt werden, auch wenn sie sich der Probleme und Grenzen von Indikatoren bewusst sind.

Neben dieser Literatur zu Quantifizierungen findet sich noch eine Vielzahl von Arbeiten, die sich auf die gegenwärtige Sozialforschung und Praktiken ausrichten und sowohl unterschiedliche Themen als auch Forschungsrichtungen abdecken. Konopásek (2008) widmet sich verkörperlichter, materieller Analysepraktiken in der qualitativen Sozialforschung. Bürger und Gädinger (2007) analysieren wie über alltägliche Praktiken und Routinen Zugehörigkeiten von Menschen und Dingen zu einer neu gegründeten akademischen Disziplin hergestellt und darüber die Disziplin selbst aufrechterhalten wird. Otto (2018) verfolgt die »Entstehung, Verbreitung und Wirkmächtigkeit von Beschreibungsformen sozialer Ungleichheit im wissenschaftlichen

10 Wie beispielsweise vom Wissenschaftsrat formuliert: https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4609-15.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (zuletzt zugegriffen März 2022).

Diskurs« mit einer der Wissenssoziologie und Wissenschaftsforschung verpflichteten Analysehaltung. Weist (2018) geht der Diskrepanz zwischen der Darstellung wissenschaftlicher Praktiken in Lehre und Methodenbüchern zur gelebten Forschungspraxis nach. Dabei deckt sie blinde Flecken in der Methodenlehre, Wissensvermittlung und den Beschreibungen der angewandten Methoden in Forschungsberichten und Artikeln auf. Felt und Fochler (2018) gehen explorativ anhand von qualitativen Interviews mit Sozialwissenschaftler*innen der Frage nach, wie Sozialwissenschaft auf die Gesellschaft wirkt und klären, warum diese Wirkung nur sehr schwer und mit sehr viel Aufwand quantitativ gemessen werden könne. Wansleben (2007) hebt den analytischen Nutzen kulturwissenschaftlicher Institute als sozialwissenschaftliche Laboratorien hervor. Auch widmen sich mehrere Autor*innen verschiedenen Erhebungsmethoden, z.B. der quantitativen Telefonumfrage (Maynard und Schaeffer 2000) oder Fokusgruppen als spezielle epistemische Konfigurationen (Lezaun 2007).

Aus Sicht der Wissenschaftsforschung gibt es auch gute Gründe, sich mit den Sozialwissenschaften auseinanderzusetzen. Wie Karoline Engert (2018, 42) betont, fordert eine Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften etablierte, an den Naturwissenschaften ausgerichtete Selbstverständlichkeiten wie die Trennung zwischen epistemischer und diskursiver Praxis heraus. Wobei ein großer Teil der für sozialwissenschaftliche Forschung üblichen Tätigkeiten wie das Schreiben vielleicht zu voreilig letzteren zugeschrieben würden. Gemeinsam mit Björn Krey (2016) geht Engert auf das Schreiben als epistemische Praktik ein, welches die Wissensproduktion ebenso einflussreich strukturiere wie das sozio-materielle Arrangement der Laboratorien, das lange Zeit im Fokus der ethnografischen Wissenschaftsforschung gestanden habe. Als situierte Praktik trage sie in ihrer Performanz zur Herstellung wissenschaftlichen Wissens bei. In der Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften werde zu einem großen Teil die

»forscherische Arbeit an der wissenschaftlichen Publikation [...] ausgeblendet bzw. methodologisch als Derivat, d.h. als Vorgang des ›Bereinigens‹ und ›Glättens‹ nach getaner Laborarbeit aufgefasst, die sich von der Innenwelt des Experimentierens geradezu abtrennen soll« (Engert 2018, 44f).

Die Beschäftigung mit den Sozialwissenschaften als Untersuchungsgebiet rücke »sozio-materielle Ordnungsprinzipien nicht-laborbasierter Habitate der Wissensproduktion« (Engert 2018, 46) ins Licht, da diese für die Sozialwissenschaften eine dominantere Rolle einnehmen würden. Dadurch könnten

auch relevante Themen anderer Wissenschaftsdisziplinen – wie der mögliche *confirmation bias* durch das Peer-Review-Verfahren bei wissenschaftlichen Zeitschriften – auf einer Art bearbeitet werden, ohne diese Themen als Derivat der eigentlichen wissenschaftliche Betätigung anzusehen, sondern als Bestandteil wissenschaftlicher Praxis. Nachvollziehbar gemacht haben dies beispielsweise Kyle Siler und David Strang (2017) anhand von peer-review Verfahren der Zeitschrift *Administrative Science Quarterly* und welchen Einfluss dies auf die Forschung der darin publizierenden Autor*innen hatte.

Auch Danny Otto (2020) hebt die »Fruchtbarkeit« einer durch die Wissenschaftsforschung inspirierten Betrachtung der Sozialwissenschaften heraus, warnt aber gleichzeitig vor einer voreiligen und unreflektierten Übertragung von Konzepten und Zugängen. Vielmehr sei eine »selektive Aneignung und Ergänzung« zu »wissensoziologischen, diskurs- und dispositivanalytischen Betrachtungen« (2020, 233f) notwendig, um z.B. reine Wiederholungen schon bekannter Laborstudien nur in anderen Umgebungen oder den Eindruck von Objektivitätsansprüchen durch eine vermeintlich distanzierte Beobachtungsposition zu vermeiden. Die Sozial- (und Geisteswissenschaften) stellen andere Umgebungen und Herausforderungen für deren Beforschung dar als die Natur- und Technikwissenschaften z.B. was akademische Nähe und Distanz zwischen den Forscher*innen der untersuchenden und untersuchten Felder betrifft. Dies muss in der Forschungspraxis, im Zugang zum Feld, in der Interaktion usw. berücksichtigt und Konzepte und Methoden der Wissenschaftsforschung entsprechend adaptiert werden.

Zum Abschluss soll hier auch noch die Arbeit von Reiner Keller und Angelika Pofel (2017), die eine vergleichende Studie zur Entwicklung der qualitativen Forschung in Frankreich und Deutschland durchgeführt haben, in der sie die interessante Beobachtung notierten, dass die

»französische Methodologie-Diskussion im Feld des Qualitativen vor ethnografischem Hintergrund die Inspiration der Forschenden hervorhebt, während zeitgleich die deutschsprachige Diskussion mit einer starken Konzentration auf die Methodologie und Verfahren der Textanalyse protokollierter Daten ansetzt« (2017, 340).

Das methodische Selbstverständnis, das meiner Untersuchung zugrunde liegt, ist stark von diesem »deutschen« Habitus geprägt, der den institutionellen Kontext beschreibt, in dem diese Arbeit entstanden ist, der meine akademische Laufbahn auszeichnet und durch das Institut für Soziologie,

das Institut für Wissenschaftsforschung an der Universität Wien und das *Institut für Höhere Studien in Wien* (IHS) unmittelbar befördert wurde.

1.3 Die Rolle und Bedeutung der Sozialwissenschaften in der europäischen Forschungsförderlandschaft

Hat sich die unter dem Schlagwort der *Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft* besprochene Literatur besonders mit den langfristigen, mittelbaren und indirekten Einflüssen der Sozialwissenschaften beschäftigt, werden im Bereich der Förderung der (angewandten) Forschung, die auch für die Erhebung der Österreichischen Nationalbank relevant ist, der unmittelbare Nutzen für die Erreichung politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Ziele hervorgehoben. Inwieweit die Sozialwissenschaften diesem Nutzen gerecht werden, wird laufend neu verhandelt und auf unterschiedliche Art und Weise zur Disposition gestellt.

Zu den Verhandlungen über die Finanzierung des *Household Finance and Consumption Survey* (HFCS) der Nationalbank und welche Vorstellungen über den Nutzen von Sozialwissenschaften darin zum Tragen kommen, sind allerdings keine Dokumente vorhanden. In den Veröffentlichungen zu den Erhebungen steht jedoch der unmittelbare Nutzen argumentativ im Vordergrund. Dass die Vorstellungen über die Bedeutung, die Rolle und den Nutzen der Sozialwissenschaften vonseiten der die Forschung finanzierenden Stellen eine große Rolle spielen kann, haben die Auseinandersetzungen rund um das 2014 gestartete Forschungsförderprogramm der Europäischen Kommission mit dem Titel *Horizon 2020* jedoch gezeigt, dem ich mich hier nun ausführlicher widmen werde. Als die ersten Pläne für die Ausgestaltung von *Horizon 2020* publik wurden, sah sich ein Teil der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft gezwungen, sich für den Weiterbestand der Forschungsförderung offen einzusetzen und in die politische Entscheidungsfindung aktiv einzugreifen¹¹, was zu einer interessanten Auseinandersetzung über ihre Rolle und Bedeutung führte.

11 Im europäischen Forschungsförderprogramm werden die Sozial- und Geisteswissenschaften immer zusammen unter der Bezeichnung *Socio-Economic Science and Humanities* und mit der Abkürzung SSH genannt und besprochen. In neueren Dokumenten der Europäischen Union und Kommission wird nun zwar vermehrt von *Social Science and Humanities*, aber dennoch immer gemeinsam als SSH gesprochen.

Der erste Entwurf für die Ausgestaltung des Forschungsförderprogramms¹² sah keine eigenständige thematische Förderschiene für die Sozial- und Geisteswissenschaften mehr vor, sondern strebte deren umfassende Einbindung in die auf naturwissenschaftliche Forschung und technologische Entwicklungen hin ausgerichteten Förderschiene an. Damit baute das Vorhaben den schon in den vorherigen Programmen angelegten Ansatz weiter aus, die problemorientierte interdisziplinäre Forschung weiter zu fördern und voranzutreiben.¹³

Während der Versuch, die Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften als Querschnittmaterie weiter zu befördern, im Großen und Ganzen auf Zustimmung stieß, wurde der Plan, keine eigene Förderschiene mit sozial- und geisteswissenschaftlichen Schwerpunktthemen einzurichten, von mehreren Seiten offen kritisiert und abgelehnt. So argumentierte die *European Federation of National Academies of Sciences and Humanities* (ALLEA) in ihrem Positionspapier für einen eigenständigen Förderstrang, um Themen wie den Aufbau widerstandsfähiger Gesellschaften, Bildung, Inklusion und Beschäftigung und die neue Rolle Europas in der Welt behandeln zu können.¹⁴ Auch die *European Sociology Association* (ESA) sei laut Pekka Sulkunen, Präsident von 2011-2013, von Anfang an bemüht, der sich abzeichnenden Entwicklung sowohl durch persönliche Aktivitäten als auch durch koordinierte Initiativen entgegenzuwirken.¹⁵ Dieses Vorhaben, keinen eigenen Förderstrang für die Sozial- und Geisteswissenschaften zu etablieren, wurde aber nicht nur vonseiten der Wissenschaft kritisiert. So findet sich in der Verhandlungsposition des österreichischen *Bundesministeriums für Wissen-*

-
- 12 Veröffentlicht im *Green Paper: From Challenges to Opportunities: Towards a Common Strategic Framework for EU Research and Innovation Funding*, [http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com\(2011\)0048_/com_com\(2011\)0048_en.pdf](http://www.europarl.europa.eu/meetdocs/2009_2014/documents/com/com_com(2011)0048_/com_com(2011)0048_en.pdf) (zuletzt zugegriffen März 2022).
 - 13 Zu sehen z.B. anhand des Mode-2-Konzepts. Für weiterführende Auseinandersetzungen dazu siehe (Gibbons u.a. 1994; Nowotny u.a. 2001; 2003).
 - 14 Quelle: http://ec.europa.eu/research/csfr/pdf/stakeholder-event/towards_a_common_strategic_framework_for_eu_research_and_innovation_funding.pdf, 9 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).
 - 15 Siehe dazu seine Zusammenfassung im Newsletter 32 der ESA: http://www.europeansociology.org/docs/ESA_Newsletter_Spring2012_HR.pdf, 2 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

schaft und Forschung (BMWf) das Anliegen, eine eigenständige Förderschiene im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften einzurichten.¹⁶

Ein gemeinsamer Protest gegen das Vorhaben artikuliert sich in Form eines offenen Briefes an die damalige Kommissarin für Forschung und Innovation, Máire Geoghegan-Quinn. Getragen und organisiert wurde er vor allem vom Netzwerk *Net4Society*¹⁷. Der Protest hatte eine recht hohe Resonanz und kam auf 25.916 Unterschriften. In ihrer Argumentation für einen eigenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungsstrang in *Horizon 2020* folgten die Autor*innen in mehrfacher Hinsicht der Logik des ersten Entwurfs des Forschungsprogramms selbst. Zum einen griffen sie das narrative Framing auf, die zunehmenden sozialen Herausforderungen würden eine stärker problemorientierte und interdisziplinäre Forschung erfordern. Zum anderen beriefen sie sich auf ein instrumentelles Verständnis des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft und Politik, indem sie – dem Ideal des *evidence based policy* folgend – den Sozialwissenschaften die Rolle zuwiesen, Politik und Gesellschaft zu informieren, damit diese die ›richtigen‹ Entscheidungen treffen und Handlungen setzen könnten. Der offene Brief endete mit dem Plädoyer:

»We are convinced that the European Commission and the European Parliament as well as national governments and parliaments will agree that a climate of sustainable and inclusive innovation in Europe can only be established, if European societies are conscious of their opportunities and constraints – this knowledge is generated by Social Sciences and Humanities research.«¹⁸

Einen noch expliziteren Verweis auf dieses instrumentelle Verständnis findet sich im Positionspapier der *Net4Society*:

16 Quelle: <http://era.gv.at/object/document/661/attach/PositionHORIZON2020.pdf>, 9 (zuletzt zugegriffen März 2022).

17 *Net4Society* ist ein seit 2008 bestehendes internationales Netzwerk nationaler Kontaktstellen und zuständig für die Sozial- und Geisteswissenschaften. Es wird als eigenständiges Projekt im Rahmen der Europäischen Förderprogramme finanziert. Quelle: http://www.eash.eu/openletter2011/docs/OpenLetter_final_layout.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

18 Quelle: http://www.eash.eu/openletter2011/docs/OpenLetter_final_layout.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

»In-depth and comparative research in the above listed areas that refer to the Europe 2020 strategy goals will create a solid knowledge-base for informing policy-makers of different levels and sectors.«¹⁹

Diese Auffassung des Verhältnisses von Sozial- und Geisteswissenschaften zu Politik und Gesellschaft deckt sich mit der nach außen getragenen Vorstellung der politischen Gestalter*innen des *Horizon 2020* Förderprogramms. So argumentiert Máire Geoghegan-Quinn in einem Vortrag im September 2013:

»It takes profound knowledge and insight to really understand these challenges and how they affect us, and to guide us to solutions. That is why the Social Sciences and Humanities are more essential than ever, and why we, as policymakers, are keen to have their contribution. We need them to understand ourselves, our society and the challenges we face. We need them to guide politicians and policy makers and to inform public opinion.«²⁰

Ob nun die Mobilisierung und der Einsatz der wissenschaftlichen Gemeinschaft ausschlaggebend war für die Beibehaltung einer eigenen Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Förderschiene, wie es Levidow und Neubauer (2012) in ihrer Analyse darstellen, oder ob die ganze Aufregung im Vorfeld überzogen war und mehr einem rituellen Schauspiel glich als einem wahrhaftigen Existenzkampf, wie es Klaus Schuch vom *Zentrum für Soziale Innovation* (ZSI) in einem Gastkommentar für die *Austrian Presse Agentur*²¹ skeptisch anmerkt, lässt sich hier nicht abschließend feststellen. Das im Januar 2014 gestartete Programm beinhaltet jedenfalls eine eigene Förderschiene mit einer sozial- und geisteswissenschaftlichen Schwerpunktsetzung unter dem Titel *Europe in a Changing World – Inclusive, Innovative and Reflective Societies*.²²

Neben dieser Förderschiene hielt die Europäische Kommission auch am Vorhaben fest, die Sozial- und Geisteswissenschaften in allen weiteren thematischen Förderschwerpunkten stärker einzubinden. Während

19 Quelle: http://europa.humanidades.unam.mx/Arch_pdf/NET4SOCIETY_PositionPaper_Greenpaper.pdf, 5 (zuletzt zugegriffen März 2022).

20 Vorgetragen bei der Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities*, http://horizon.s.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 29 (zuletzt zugegriffen März 2022).

21 Quelle: http://science.apa.at/dossier/Geisteswissenschaften_sind_nicht_mehr_wegzudenken/SCI_20131219_SCI52052274616146944 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

22 Mit einem geplanten Budget von 1.309 Milliarden Euro für sechs Jahre war es allerdings das kleinste der sieben priorisierten gesellschaftlichen Herausforderungen.

die Kommissarin für Forschung und Innovation dadurch die Sozial- und Geisteswissenschaften im Herzen von *Horizon 2020* verankert sah²³, gab es auch skeptische Kommentare, besonders ob der Art der Umsetzung dieses Vorhabens. So erwartete Schuch, dass die Sozial- und Geisteswissenschaften in den technik- und naturwissenschaftlichen Förderschwerpunkten ein »Nischendasein« führen werden, sofern die Kommission die Ausschreibungsformulierungen und Evaluationskriterien nicht entsprechend anpasse.²⁴ Aufbauend auf der bisherigen Erfahrung, dass den Sozial- und Geisteswissenschaften in interdisziplinären Forschungsprojekten zumeist nur eine Nebenrolle zugesprochen worden und sie thematisch eng reduziert worden seien, drückte der Interessenverband *Science Europe*²⁵ in einem Positionspapier zur Implementierung und zum Monitoring von Sozial- und Geisteswissenschaften in *Horizon 2020* seine Sorge bezüglich der Umsetzung dieses Vorhabens aus.²⁶

Die Bedenken schienen auch gerechtfertigt zu sein. So hat Felt beispielsweise das Vorhaben anerkannt, den Sozial- und Geisteswissenschaften eine aktivere Rolle quer durch alle thematischen Förderschwerpunkte zuzusprechen, doch werfe die Art, wie dies umgesetzt werde, einige Probleme auf.

»SSHs are portrayed, on the one hand, as crucial for attaining the innovation goals, while, on the other hand, they are also conceptualized as the junior partners, the leading role remaining with science and engineering.«²⁷

Und eine erste Analyse des Arbeitsprogramms durch die Organisator*innen der Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities* von September 2013 zeigte ein eher ernüchterndes Bild dessen, inwieweit sozial- und geisteswissenschaftliche Themen tatsächlich integriert wurden.

23 Quelle: http://horizons.mr.uni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 30 (zuletzt zugegriffen März 2022).

24 Quelle: http://science.apa.at/dossier/Geisteswissenschaften_sind_nicht_mehr_wegzudenken/SCI_20131219_SCI52052274616146944 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

25 Ein 2011 in Brüssel gegründeter Interessensverband der Europäischen Forschungsförder- und Forschungsorganisationen: <http://www.scienceeurope.org/> (zuletzt zugegriffen März 2022).

26 Quelle: http://www.scienceeurope.org/uploads/PublicDocumentsAndSpeeches/SSH_Horizon2020_WEB_fin.pdf, 3 (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

27 Quelle: http://horizons.mr.uni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 53 (zuletzt zugegriffen März 2022).

»Unfortunately, and because of the haste under which they were produced, the first Horizon 2020 Work Programmes have taken up the new approach only in a very uneven way. In some, the integration of SSH is nominally mentioned, though not really substantiated; in a few, substantial steps are made in the right direction; while others again have been drafted in the plain old way.«²⁸

Für mich stechen in dieser kurzen Darstellung der Auseinandersetzung mit der Rolle und Bedeutung der Sozialwissenschaften im Forschungsförderprogramm *Horizon 2020* besonders drei Momente heraus: Erstens sind der wissenschaftszentrierte Fortschritts- und Rationalisierungsglaube sowie der anwendungsorientierte Fokus, wenn es um Forschungsförderung geht, noch sehr lebendig. Sowohl vonseiten der politischen Gestalter*innen von *Horizon 2020* als auch von vielen Fürsprecher*innen einer aktiven sozialwissenschaftlichen Forschungsförderung wird die Vorstellung weitergetragen, Politik und Gesellschaft würden durch eine – vermittelt sozialwissenschaftlicher Forschung – gut informierte und gestützte Entscheidungsfindung auf vermeintlich rationaler und objektiver Basis unvermittelt ›besser‹. Dabei dominiert ein lineares Verhältnis von Sozialwissenschaft und Gesellschaft.

Zweitens halte laut Felt die interdisziplinäre Ausrichtung der Forschung – im Sinne der Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften in naturwissenschaftliche und technologische Entwicklung ausgerichtete Förderschienen –, wie in den Auseinandersetzungen um die Forschungsförderung im Rahmen von *Horizon 2020* vielfach argumentiert, sowohl Potenziale als auch Gefahren bereit. Negativ wird die Gefahr einer Verkürzung und Verengung der thematischen und methodischen Vielfalt und Bewegungsfreiheit der Sozialwissenschaften gesehen. Im günstigsten Fall könne die Sozialwissenschaft allerdings dazu beitragen, die allzu linearen Innovations- und

28 Ebd., 16.

Fortschrittsdiskurse durch fragilere, komplexere, ungewissere und damit interessantere Elemente zu bereichern²⁹.

Drittens zeigt die Auseinandersetzung in meinen Augen, dass die Sozialwissenschaften bzw. die Sozialwissenschaftler*innen und ihre Institutionen nicht notwendigerweise passive Rezipient*innen dieser Diskurse sind, sondern aktive Teilnehmer*innen. Sie können die Bedeutung ihrer Arbeit und ihre Rolle in der Gesellschaft aktiv formen, begrenzt mitgestalten und sich dabei für eigene Anliegen einsetzen und Gehör verschaffen.

1.4 Verschiebung des thematischen Schwerpunkts in der Forschungsförderung hin zu *impact* von Sozialwissenschaften

Die Einbettung der Sozial- und Geisteswissenschaften über alle thematischen Förderprogramme in Horizon 2020 wurde begleitet durch ein regelmäßiges Monitoring. Das Vorwort zum letzten zur Verfügung stehenden Bericht wirft dabei ein Thema auf, dass auch die aktuelle Debatte zur Rolle der Sozialwissenschaften prägt – *societal impact*:

»In general terms, SSH plays a key role in analysing and influencing behavioural and societal choices so that better policies can be devised in the future with a direct societal impact. In this context, the fostering of SSH integration offers almost endless opportunities« (Kania u.a. 2019, 4).

Impact oder *societal impact* von Wissenschaft ist in den letzten Jahren zu einem Schwerpunktthema rund um die europäische Forschungsförderung herangewachsen und stand zuletzt auch im Zentrum einer Konferenz des IHS und des ZSI.³⁰ Wie die Organisator*innen der Veranstaltung auf der Internetseite

29 Ulrike Felt zieht hier in ihrem Vortrag zur Konferenz *Horizons for Social Science and Humanities* den Vergleich zu Monstern, die die frühen Landkarten bevölkerten. Diese frühen Karten würden dadurch in sich vielschichtigeren Realitäten vereinen als die klaren, eine vermeintlich einfach nur Realität abbildenden modernen Karten. Dazu zählt sie auch Abbildungen der nationalen und internationalen Forschungslandschaften. Sozial- und Geisteswissenschaften könnten den modernen Karten diese Monster wieder zuführen: http://horizons.mruni.eu/wp-content/uploads/2014/02/ssh_mru_conference_report_final.pdf, 59f (zuletzt zugegriffen März 2022).

30 Organisiert unter der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft 2018 mit dem Titel *Impact of Social Sciences and Humanities for a European Research Agenda – Valuation of SSH*

herausheben, fußt das Konferenzthema auf einer Vielzahl von Empfehlungen und Strategiepapieren auf europäischer Ebene, die die Debatte um die kommende europäische Forschungsförderung prägen.³¹ Während der *impact* der Wissenschaft in diesen Empfehlungen und Papieren eher generell verhandelt wird, findet sich in den *Issue Papers for the High Level Group on Maximising the Impact of EU Research and Innovation Programmes*³² (herausgegeben von der Europäischen Kommission) auch ein direkter Bezug auf die Sozial- und Geisteswissenschaften, wobei die Integration der Sozial- und Geisteswissenschaften in alle thematischen Förderstränge in *Horizon 2020* besonders herausgehoben wurde. Über diese Integration seien Lösungen für soziale Probleme in so unterschiedlichen Bereichen wie Gesundheit, Energie und Transport gefunden worden. Laut den Autor*innen sei bei der Integration der Sozial- und Geisteswissenschaften im Rahmen von *Horizon 2020* von besonderer Bedeutung:

»[that] a particular focus is put on the impacts and results of projects – thereby demonstrating the capacity of the SSH to cooperate with other sciences in order to provide concrete solutions to social needs.«³³

Der Anerkennung und Demonstration des *impact* sozial- und geisteswissenschaftlicher Forschung kommen in dieser Argumentation zwei Aufgaben zu: Erstens sollen sie ihre Fähigkeit zur Zusammenarbeit vor allem mit natur- und technikkwissenschaftlichen Disziplinen unter Beweis stellen und zweitens über diese Zusammenarbeit Lösungen für gesellschaftliche Bedürfnisse bieten. Die Kooperationsfähigkeit der Natur- und Technikwissenschaften wird dabei entweder implizit als gegeben angenommen oder aber als etwas betrachtet, das von ihnen nicht eingefordert werden muss. Da aber nicht weiter darauf eingegangen wird, bleibt dies recht unklar. Beide Aspekte deuten meiner Meinung nach stark auf darauf hin, dass hier von einem epistemologischen »Autoritätsdefizit« der Sozialwissenschaften, wie von Mevissen (Mevissen 2019) beschrieben, ausgegangen wird.

in Mission-Oriented Research. Im Juli 2019 wurden die Redebeiträge gesammelt veröffentlicht im *fteval Journal for Research and Technology Policy Evaluation* der Plattform für Forschungs- und Technologiepolitikevaluierung: https://www.fteval.at/content/home/journal/aktuelles/19_07_2019_ausgabe_48/Journal48_WEB_V2.pdf (zuletzt zugegriffen März 2022).

31 Quelle: <https://www.ssh-impact.eu/about/> (zuletzt zugegriffen März 2022).

32 Quelle: https://ec.europa.eu/research/evaluations/pdf/hlg_issue_papers.pdf (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

33 Ebd., 104.

Offen bleibe allerdings die Frage, was genau unter *impact* zu verstehen sei, worauf Soledad Cabezón Ruiz in einem Bericht des *Europäischen Komitees für Industrie, Forschung und Energie* an das Europäische Parlament hinweist. Sie fordert unter der Überschrift »Insufficient Definition of Impact in H2O2O Projects« eine umfassende Definition des Begriffs ein, die allen Anforderungen der unterschiedlichen Forschungsansätze und den Ansprüchen der behandelten Themen angemessenen sei.³⁴ Thomas König, Helga Nowotny und Klaus Schuch (2019, 10) sehen demgegenüber diese unzureichende Definition als Chance für die Sozialwissenschaften, weil sie nun die Möglichkeit hätten, den Begriff inhaltlich so füllen, dass er ihrer besonderen Rolle und Position in der Gesellschaft entspreche. Eine Position, die es ihr ermögliche, eingebettet in der Gesellschaft und aus dieser heraus soziale Phänomene zu analysieren und dazu beizutragen, Missstände zu überwinden. Dabei sind sich die Autor*innen der Problematik bewusst, dass eine praktische Umsetzung, die dieser Sicht gerecht würde, durch die breite Assoziation von *impact* mit einem linearen und einseitigen Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft erschwert werde.

Auch für Ulrike Felt und Maximilian Fochler (2018) gewinne das Thema *impact* für die Sozialwissenschaften in den letzten Jahren zunehmend an Relevanz. Im Rahmen eines explorativen empirischen Projekts zum *impact* der Sozialwissenschaften in Österreich argumentieren sie, dass *impact* nur gemeinsam mit Relevanz und Sichtbarkeit gedacht werden könne, aber es müsse auch von diesen getrennt werden, um ein klares Bild davon zeichnen zu können. Relevanz und Sichtbarkeit stellen »Vorbedingungen zur Entstehung von *Impact* dar« (2018, 40)³⁵. Unter *impact* von Wissenschaft verstehen die Autor*innen ganz grundlegend, dass wissenschaftliche Betätigung und Forschung zu einer Veränderung in der Gesellschaft geführt habe, wobei – und dies mache die Messung anhand von Indikatoren so schwierig – diese nicht notwendigerweise und sogar eher seltener unvermittelt, direkt und eindeutig geschehe. Deshalb ziehen die Autor*innen den Schluss, dass es nicht nur äußerst voraussetzungsvoll sei, *impact* direkt zu messen, sondern es auch enormer Ressourcen bedürfe, wolle man ihn in seiner möglichen Vielfältigkeit

34 Quelle: [https://www.europarl.europa.eu/doceo/document/A-8-2017-0209_EN.pdf?redi](https://www.europarl.europa.eu/doceo/document/A-8-2017-0209_EN.pdf?redirect, 27 (zuletzt zugegriffen März 2022).)

35 Die Autor*innen gehen in ihrer Arbeit auch genauer auf die beiden Begriffe Relevanz und Sichtbarkeit ein, worauf ich hier allerdings aus Platz- und Zeitründen nicht genauer eingehen werde.

ernst nehmen. Die Autor*innen plädieren deswegen dafür, nicht die Messung von *impact* in den Interessensmittelpunkt zu stellen, sondern vielmehr die Vorbedingungen eines möglichen *impacts* in den Blick zu nehmen und zu untersuchen, wie *impact* befördert, unterstützt aber auch behindert und verhindert wird. Dies erscheint ihnen auch deswegen als notwendig und wichtig, um zu verhindern, dass Zahlen und Messungen zu voreilig für evaluative und bewertende Tätigkeiten herangezogen werden, z.B. bezogen auf Publikationen, Anstellungen, mit möglicherweise unbeabsichtigten Folgen und Konsequenzen (2018, 44).

Dieser Mangel an Abgrenzung zwischen Relevanz, Sichtbarkeit und *impact* findet sich nicht nur in der Forschungsliteratur, sondern auch in den Auseinandersetzungen der europäischen Förderinstitutionen wieder. So wird beispielsweise im ›Issue Papers for HLG on maximising the impact of EU R&I programmes‹ *impact* sowohl im Sinne der Sichtbarkeit und des Zugangs zu Forschungsdaten und Ergebnissen diskutiert, als auch als Forschungswerkzeug selbst³⁶. So wird er benutzt, um europäische Politik und Gesetzgebung³⁷ einzuschätzen als auch als ökonomische Kennzahl um durch Forschung angetriebene Investitionen und Produktivität zu messen³⁸. Der rein wissenschaftliche *impact* wird dabei als Kontrastfolie zum gesellschaftlichen und ökonomischen *impact* herangezogen³⁹. John Brewer (2019, 31) mahnt dazu kritisch an, dass der Begriff *impact* besonders in der Tradition der Politik-evaluation eher inflationär gebraucht werde, dabei dann allerdings für alles Mögliche stehen könne. Auch verweist er auf die Gefahr, *impact* hänge dann eher von Aspekten ab, die mit der Integrität der Wissenschaft in Konflikt geraten könnten, z.B. persönliche Vernetzung mit Entscheidungsträger*innen, einflussreichen Gruppierungen oder Medien, die für einen messbaren *impact* sorgen könnten. Wie viel Zeit notwendig ist, wenn gesellschaftlicher *impact* jenseits dieser Vernetzungen und über eine Zusammenarbeit mit sozial vernachlässigten Gesellschaftsmitgliedern in den Blick genommen wird, zeigt Marta Soler-Gallart (2017) anhand einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Arbeit des *Community of Research on Excellence for All* (CREA) in Spanien. Sie plädiert dafür, sozialen *impact* interaktiv und dialogisch zu verstehen.

36 Quelle: https://ec.europa.eu/research/evaluations/pdf/hlg_issue_papers.pdf, 20f (zuletzt zugegriffen Mai 2020).

37 Ebd., 39.

38 Ebd., 41.

39 Ebd., 46.

Organisationen und Menschen sollten jenseits der Machtzentren umfassend in ihn eingebunden sein.

Die Bereitschaft der Sozialwissenschaften und Sozialwissenschaftler*innen ist also weiterhin groß, sich aktiv mit den Bedingungen der Förderung von Wissenschaft auseinanderzusetzen. Thomas König (2019, 21) schließt seinen Beitrag zur Konferenz des IHS und des ZSI zum Thema *impact* der Sozial- und Geisteswissenschaften ganz in diesem Sinne mit einer Auflistung der Stärken von Sozial- und Geisteswissenschaften für die Planung von Förderprogrammen. Er argumentiert für eine stärkere Aufnahme von Sozial- und Geisteswissenschaftler*innen in die jenseits der wenigen dezidiert thematisch an die Sozial- und Geisteswissenschaften ausgerichteten *advisory boards* der europäischen Forschungsrahmenprogramme.

Dem größten Teil dieser Versuchen und Vorschlägen hängt, so würde ich argumentieren, weiterhin der Geschmack eines Überlegenheitsverhältnisses an, der bereits in den Debatten der Anwendungsforschung der 1980er Jahre versucht wurde aufzubrechen. Beobachten lässt sich dies daran, dass die Legitimität und Erwünschtheit von *impact* in den verschiedenen Dokumenten und Beiträgen nicht diskutiert wird. Ebenso wenig wird selten erörtert, an welche sozialen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Bedingungen *impact* im Rahmen von Forschungsprojekten und -tätigkeiten geknüpft sein soll bzw. ob er überhaupt daran geknüpft sein soll. Diese Frage ist aber unerlässlich für einen Forschungsbereich, der mit äußerst unterschiedlichen Ansätzen, Methoden, Weltbildern, Theorien und Selbstverständnissen operiert. So stehen beispielsweise an Hayek ausgerichtete Wirtschaftswissenschaften neomarxistischen Ansätzen der Soziologie und eine praxisorientierte dekonstruktivistische einer systemtheoretischen Genderforschung gegenüber. Alle sind aber Teil der Sozial- und Geisteswissenschaften, die unter dem Label SSH in der europäischen Forschungsförderlandschaft als ein Forschungsbe- reich zusammengefasst werden.

Und wie sieht es mit dem *impact* sich widersprechender Ergebnisse von Forschungsprojekten und Analysen aus? Franz Pretenthaler, Christoph Neger und Katharine Apostle (2019) vergleichen beispielsweise zwei Studien zu den Kosten von Migration aus der Sicht der ›Aufnahmegesellschaft‹. Neben der nicht reflektierten Selbstverständlichkeit, die Sicht der ›Aufnahmegesellschaft‹ und nicht die der Migrant*innen ins Zentrum zu stellen, kommen beide Studien zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen, die sehr unterschiedlich interpretiert und zur Anleitung und Legitimierung sehr unterschiedlicher politischer Maßnahmen herangezogen werden können. Welche von bei-

den sollten nun einen *impact* zeigen? Wer sollte dies wie entscheiden? Wobei die Autor*innen diesen Widerspruch verständlicher- und vielleicht auch notwendigerweise im Raum stehen lassen und nicht auflösen. Der alleinige Fokus darauf, dass Sozial- und Geisteswissenschaften einen *impact* haben sollen und dies auch an Bedingungen der Forschungsförderung geknüpft wird, läuft Gefahr, diese gegebenen Widersprüche weitgehend zu ignorieren und gerade einmal zu umschiffen.

1.5 Wissenschaftsforschung und Sozialtheorie

Einer der ersten Kurse, die ich als Student der Soziologie besuchte, befasste sich mit den Methoden der empirischen quantitativen Sozialforschung. Dabei wurden Prinzipien vorgestellt, an die sich »gute« empirische Forschung zu halten habe. Der gesamte Forschungsprozess wurde dabei als strukturierte, einer strengen Logik und wissenschaftsinternen Vorgaben folgenden Abfolge von bewussten Entscheidungen und Schritten vorgestellt (siehe z.B. Kromrey 1998). Dabei wurde der Grundgedanke vermittelt, dass das Befolgen dieser strikten Vorgaben zu zuverlässigen Ergebnissen, zu einem besseren Verständnis des Untersuchungsobjekts und der Erweiterung wissenschaftlichen Wissens führen würde. Berichte in der (empirischen) Sozialforschung folgen diesen Vorgaben und Vorstellungen und legen dementsprechend alle als entscheidend angesehenen Schritte offen. Einige dieser Schritte sind die begründbare Wahl des wissenschaftlich relevanten Forschungsthemas, die Auswahl von Interviewpartner*innen nach allgemeinen Regeln, die strukturierte Rekrutierung von Teilnehmer*innen für Fokusgruppen oder das Ziehen von Stichproben nach strengen, unabänderlichen Vorgaben.⁴⁰

Diese Vorstellungen vom Wert »sauberer« Sozialforschung sind nicht nur Bestandteil der akademischen Ausbildung und der einführenden Lehrbücher, sondern – so hat es den Anschein – auch Teil des Selbstverständnisses von Forscher*innen davon, welche Relevanz sozialwissenschaftliche Forschung hat. Ein Beispiel für die immer wieder auftretenden Kontroversen zu diesem

40 Dies gilt nicht unbedingt für die gesamte Sozialwissenschaft. Besonders die als qualitativ bezeichnete empirische Forschung weist in den entsprechenden Lehrbüchern auf die Problematik festgesetzter und allgemeingültiger Regeln hin und vermeidet diese, soweit das für Lehrbücher empirischer Methoden möglich ist (siehe z.B. Lamnek 1995a).

Thema ist der Austausch zwischen Henrik Kreutz und Mouhanad Khorchide im Newsletter 39, Nr. 2/2009 der *Österreichischen Gesellschaft für Soziologie* (ÖGS). Thema dieses Austausches war die Dissertation von Khorchide mit dem Titel »Der islamische Religionsunterricht zwischen Integration und Parallelgesellschaft«. Die Dissertation wurde von Zeitungen aufgegriffen und breit diskutiert und das Bildungsministerium nutzte die Ergebnisse zur Initiierung einer schulpolitischen Maßnahme. In seiner eröffnenden Stellungnahme war dies für Kreutz Motivation und Ausgangspunkt, um die methodischen Ungenauigkeiten der Dissertation zu kritisieren – sowohl bei der Erhebung als auch der Analyse des empirischen Materials. Er habe sich dabei nicht nur als Sprecher der Sektion *Soziologische Methoden und Forschungsdesign* der ÖGS zu dieser Stellungnahme verpflichtet gesehen, sondern auch aufgrund der Überzeugung, dass

»die Qualität der soziologischen Forschung ein entscheidender Faktor dafür ist, welchen Gebrauch oder auch Missbrauch die Politik von ihr machen bzw. mit ihr treiben kann« (Kreutz 2009, 3).

Für Kreutz immunisiere damit nur das Einhalten der wissenschaftsinternen Regeln empirischer Sozialforschung vor einem, aus seiner Sicht hier gegebenen, unangemessenen Gebrauch der Forschung durch Politik oder Medien. Obwohl von ihm nicht weiter ausgeführt, ist der Grundgedanke dabei, dass »saubere« Forschung die Realität abbilde und nur die Übereinstimmung mit der Realität als Kriterium für »erfolgreiches« Forschen zulässig sei. Politik und Medien werde dadurch jeder Ansatzpunkt für Missbrauch entzogen, da sie sonst gegen die Realität agieren müssten⁴¹.

David Bloor (1991) paraphrasiert diesen Ansatz so: Logik, Rationalität und Wahrheit erscheinen als selbsterklärend. Soziologische oder psychologische Aspekte würden nur berücksichtigt, um irrationales Verhalten zu erklären, das der Entdeckung der Wahrheit im Wege stehe.

»Applied to the field of intellectual activity these views have the effect of making a body of knowledge an autonomous realm. Behaviour is to be explained by appeal to the procedures, results, methods and maxims of the activity itself. It makes successful and conventional intellectual activity appear self-explanatory and self-propelling. It becomes its own explanation.

41 Khorchides (2009) Verteidigung ist nicht weniger interessant, da er darin ebenso argumentiert, sich streng an die Lehrbücher und Regeln gehalten zu haben.

No expertise in sociology or psychology is required only expertise in the intellectual activity itself« (1991, 9).⁴²

Muss das Hauptaugenmerk damit ausschließlich auf explizit gemachte und der eigenen ›Wissenschaftslogik‹ folgenden Entscheidungen und Schritte im Forschungsverlauf gelegt werden, um zu verstehen, wie Wissen, Tatsachen, Fakten und Einsichten in den Sozialwissenschaften generiert werden? Sind damit alle für die Wissensproduktion relevanten Arbeiten und Praktiken der Wissenschaftler*innen hinreichend beschrieben? Setzen sich die ›saubersten‹ Forschungsarbeiten durch, wobei die ›ausführenden‹ Wissenschaftler*innen als von der wissenschaftlichen Logik ›gesteuerte‹ Instrumente anzusehen sind? Kann ›gute‹ von ›schlechter‹ Forschung allein aufgrund der Tatsache unterschieden werden, ob diese Regeln eingehalten wurden oder nicht?

Ähnliche Fragen und Probleme wurden bereits von Wissenschaftler*innen der *science studies* für die Natur- und Technikwissenschaften aufgeworfen und – nicht immer ohne Widerstand und Missfallen der Forscher*innen dieses Feldes – abschlägig beantwortet. Diese Antwort, so würde ich argumentieren, träfe wohl auch die Sozialwissenschaften. Die geregelten, expliziten, überwachten und berichteten Entscheidungen sind zwar ein wichtiger Bestandteil im Prozess der Bildung und Aufrechterhaltung der jeweiligen *epistemic cultures* (Knorr-Cetina 1999)⁴³, aber bei weitem nicht ausreichend, um den Prozess der (sozialwissenschaftlichen) Wissensproduktion und das Ausmaß, in dem Forscher*innen und technische (Hilfs-)Mittel wie Computerprogramme darin aktiv eingebunden sind, zu erfassen. Letzteres Thema wurde beispielsweise bisher weitgehend vernachlässigt und so bleibt der Einfluss von technischen Entwicklungen auf die Wissensproduktion in den Sozialwissenschaften weitgehend unerforscht. Dabei ist der Zugang zu den verschiedensten Daten zum Zwecke statistischer Auswertung in sehr kurzer Zeit ungewein erleichtert worden, was dies für die Sozialwissenschaft bedeutet und wie sich dies auf die Forschungslandschaft auswirkt, findet aber nur wenig Aufmerksamkeit.⁴⁴

42 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Fokus auf die Sozialwissenschaften bietet John Law in *After Method* (2004).

43 Oder der Netzwerke (Latour 2008b), des akademischen Felds (Bourdieu 1998) oder der Denkkollektive (L. Fleck 1980).

44 Eine Hypothese, der ich hier allerdings nicht weiter nachgehen werde, lautet beispielsweise, dass sich das Verständnis und die Rolle von Statistik und statistischen Analyseverfahren in den Forschungsprozessen durch diese und die Entwicklung benutzer*in-

Anders ausgedrückt, wissenschaftsexterne⁴⁵ Aspekte spielen für den Prozess der Produktion wissenschaftlichen Wissens eine wichtige Rolle. Die technologischen Entwicklungen habe ich bewusst als Beispiel gewählt, weil sie nur selten berücksichtigt werden, wenn das Verständnis der Produktion wissenschaftlichen Wissens untersucht wird. Obwohl sie zu den relevanten wissenschaftsexternen Faktoren zählen, wird primär an den Einfluss von sozialen Komponenten gedacht. Das geschieht allerdings nicht gänzlich unbegründet, schließlich haben die Wissenschaftssoziolog*innen – allen voran David Bloor (1991) ein Mitbegründer des *strong programme* Ansatzes – die sozialen Komponenten als kausale, allerdings nicht als alleinige Ursache für wissenschaftliche Überzeugungen stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt (siehe Bucchi 2004).

Neben der Betonung der sozialen Komponenten ist für Bloor entscheidend, die wissenschaftlichen Wissensformen kausal aus den (sozialen) Bedingungen für die Wissensproduktion zu erklären. Forscher*innen und deren wissenschaftliches Handeln seien aus dem Eingebettet sein in ein sie determinierendes Gefüge zu erklären. Mit dieser Sichtweise allerdings untergrabe Bloor, so meint Bruno Latour (2008b), ein wichtiges Prinzip des *strong programme*, nämlich das Symmetrieprinzip. Dieses besagt, dass sowohl ›wahre‹ als auch ›falsche‹ wissenschaftliche Aussagensysteme durch dieselben Kategorien, Wissensformen oder Interessen erklärt werden müssten. Indem Bloor der Vorstellung widerspreche, dass das ›Wahre‹ durch Übereinstimmung mit der Realität (der Natur) erklärt werden könne, räume er eine Asymmetrie aus. Für die Kategorien, die zur Erklärung der Aussagensysteme herangezogen werden, greife er dann aber ausschließlich auf die Begriffe der Sozialwissenschaften zurück.

nenfreundlicher Statistikprogramme über die Zeit verändert hat und weiterhin verändern wird (gegenwärtig beispielsweise unter dem Stichwort *big data*). Auf die Frage, wie die technische Entwicklung und Verfügbarkeit von Laptops und Tablets die Erhebung der OeNB und den Anspruch an die Qualität quantitativer Daten beeinflusst, gehe ich im Kapitel zur Mobilisierung der Welt ein.

- 45 Wobei die Laborstudien darauf hinweisen, dass es streng genommen nicht möglich ist, von wissenschaftsextern und -intern zu sprechen. Darauf verweist auch Anne-Marie Weist (2018), wenn sie von der üblicherweise gemachten aber eigentlich nicht aufrechtzuerhaltenden Unterscheidung in forschungsvorbereitenden (z.B. Fragebogen-gestaltung, Pretests) und den eigentlichen Forschungstätigkeiten (z.B. Auswertung, Interpretation) spricht.

»Auch Bloors Prinzip ist demnach asymmetrisch. Zwar nicht mehr, weil es nach Art der Epistemologen eine Unterteilung in Ideologie und Wissenschaft vornimmt, sondern weil es die Natur ausklammert und dem Pol der Gesellschaft das ganze Gewicht der Erklärung aufbürdet. Es verfährt konstruktivistisch mit der Natur, aber realistisch mit der Gesellschaft« (2008b, 126).

Wenn weder ein an der Abbildung der Realität einerseits und auch nicht ein an den sozialen Verhältnissen ausgerichteter Ansatz andererseits, adäquate Perspektiven für die Wissenschaftsforschung bieten, wo lässt sich dann ein angemessener Ansatzpunkt lokalisieren? Für Latour gibt es nur einen Platz, den an der Wissenschaft interessierte Anthropolog*innen einnehmen können und das sei die mittlere Position. Von dort aus können sie die Zuschreibungen der nichtmenschlichen und menschlichen Eigenschaften beobachten (Latour 2008, 126). Diese Zuschreibungen trete nun in den Interessenmittelpunkt der Wissenschaftsforschung, zeichne das zugrunde liegende Bild der Wissenschaft aus und stelle eine Grundlage für die Beantwortung der entscheidenden Frage dar, wie wissenschaftliches Wissen generiert werde. Eine Antwort auf diese Frage fasst John Law prägnant so zusammen: »[...] in a more or less messy set of practical contingencies« (2004, 13).

Mit der Verschiebung des Fokus auf die wissenschaftlichen Praktiken werde nach Latour und Law ein anderer Blick auf die Wissenschaften geworfen, der nicht ohne Konsequenzen für die Erfassung des Felds bleibe. Vertreter*innen dieses Ansatzes seien an den Konstruktionsleistungen selbst interessiert. Forscher*innen würden dabei vorwiegend als Träger*innen dieser Praktiken auftreten. Konsequenterweise beschäftigen sie sich nicht mit institutionellen oder organisatorischen Aspekten der Wissenschaft und auch nicht mit den rationalen Erklärungsmustern wissenschaftlicher Erzählungen, zumindest nicht vorwiegend und ausschließlich. Stattdessen gehen sie direkt zu den Orten der Wissensproduktion, z.B. in die Laboratorien (Latour und Woolgar 1986; Knorr-Cetina 1991; 1995; 1999).

Diese Beobachtungen und ›dichten Beschreibungen‹ (Geertz 1977) der Praktiken haben zu einem spezifischen Verständnis von Wissenschaften geführt. Knorr-Cetina fasst diesen Zugang zur Wissenschaft als Soziologisierung der Wissenschaft zusammen. Die kultursoziologisch ausgerichtete Wissenschaftsforschung habe dabei aber nicht zum Ziel, die Legitimität des wissenschaftlich hervorgebrachten Wissens zu untergraben, indem sie die sozialen Prozesse und Ordnungen vor Ort in den Blick nehme. Das Soziale

werde nicht als Platzhalter für (externe) gesellschaftliche und politische Einflüsse auf die wissenschaftliche Wissensproduktion angesehen, wie es z.B. bei Bloor der Fall sei, sondern als eine relevante Quelle für epistemische Effekte, Gewinne oder Ergebnisse vor Ort. Für Knorr-Cetina laute eine wichtige Fragestellung der kultursoziologischen Wissenschaftsforschung, wie die alltäglichen sozialen Konstellationen, Ordnungen und Vorgänge und die beteiligten Personen optimiert, genutzt und eingebunden werden, um epistemische Gewinne zu erzielen. So kommt sie in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen in der Wissenschaftsforschung zu dem Schluss:

»But they were not interested in how features of the social world, and more generally of everyday life, are played upon and turned into epistemic devices in the production of knowledge. Yet the social is not merely« also there in science. Rather, it is capitalized upon and upgraded to become an instrument of scientific work« (Knorr-Cetina 1999, 29).

Für Leon Wansleben stellen sich unter diesem Blickwinkel z.B. die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften nicht nur als »komplexer und komplizierter, sondern auch als reichhaltiger, geschickter und interessanter« (2007, 281) dar, als in den Methodenbüchern und üblichen Selbstbeschreibungen.

Bürger und Gadinger heben drei Aspekte dieses kultursoziologischen Verständnisses von Wissenschaft heraus: Erstens sei Wissenschaft eine *cultural formation* unter vielen, zweitens werde diese *cultural formation* durch die Praktiken mehrerer Träger*innen erzeugt und drittens sei wissenschaftliches Wissen eine Art von sozialer Ordnung (2007, 97). Wissenschaft zeichne sich also nicht durch ein spezifisches Monopol auf eine bestimmte Wissensform oder durch einen privilegierten Zugang zur Realität aus. Die *scientific culture* lasse sich nur über die spezifischen Praktiken der Träger*innen als eigenständige *culture* identifizieren. Der zentrale analytische Begriff dieses Ansatzes ist somit die wissenschaftliche Praktik.⁴⁶

Die stärkere Aufmerksamkeit für die sozialen Praktiken sei laut Andreas Reckwitz (2002, 243) aber nicht dem Feld der Wissenschaftsforschung vorbehalten, sondern finde sich auch in den *contemporary social theories* wieder. Vergleichbar mit der Suche nach dem adäquaten Ansatz zur Beschreibung

46 Bürger und Gadinger greifen dabei die analytischen Konzepte von Ted Schatzki und besonders von Andreas Reckwitz auf, dessen Arbeiten im nächsten Kapitel eine prominente Rolle spielen werden.

und Erfassung der Wissenschaften habe sich die Praxissoziologie oder -theorie zwischen zwei großen Erklärungsansätzen und deren Vorstellungen von Menschen und Gesellschaft angesiedelt. Obwohl nicht von einem einheitlichen Feld der Praxissoziologie gesprochen werden könne – Reckwitz spricht eher von einem Bündel von Theorien mit »Familienähnlichkeiten«⁴⁷ (2003, 283), das Arbeiten unterschiedlicher Autor*innen wie Pierre Bourdieu, Anthony Giddens, Elizabeth Shove oder Theodore Schatzki umfasse –, vereine sie die Ablehnung einerseits des auf das Individuum ausgerichteten Modells des *Homo oeconomicus* (handlungstheoretisch oder behavioristisch) und andererseits des Modells des *Homo sociologicus* und Strukturalismus (Gesellschaft als determinierender Faktoren). Eine Verständnis der Praxistheorien das später auch Alkemeyer und Buschmann (2019, 119) und Görge (2020, 75) weitergeführt wurde. Den Raum zwischen den beiden Theorien – wobei es nicht darum gehe, zwischen beiden zu vermitteln – teile sich die Praxistheorie mit verschiedenen anderen Ansätzen der *cultural theory* (Reckwitz 2002, 245).

Ein elementarer Unterschied zu den klassischen Sozialtheorien bestehe laut Reckwitz in der Beantwortung der Frage, wo bzw. auf welcher Ebene das Soziale verortet sei.

»[D]ie Basis des Problems der sozialen Ordnung [wird] nicht mehr in einem Handlungskordinationsproblem [gesehen], das über normative Regeln lösbar erscheint, sondern darin, was die AkteurInnen überhaupt dazu bringt, die Welt als geordnet anzunehmen und somit handlungsfähig zu werden« (Reckwitz 2003, 282).

Diese Ordnungsleistung sei der Knackpunkt aller *cultural theory*. Ordnung sei weder »vorgegeben«, noch sei die Ordnung eine von »freien« Individuen erzeugte Kontinuität.

»Social order then does not appear as a product of compliance of mutual normative expectations, but embedded in collective cognitive and symbolic structures, in a ›shared knowledge‹ which enables a socially shared way of ascribing meaning to the world« (Reckwitz 2002, 246).

In den Praxistheorien werde die Ebene des Sozialen den Praktiken zugerechnet. Sie seien die »kleinste Einheit« der Sozialanalyse. Praxeologische Kulturtheorien würden sich dadurch von anderen Kulturtheorien unterscheiden, die

47 Hilmar Schäfer spricht von einer »heterogene[n], aber dennoch definierbare[n] Theoriebewegung« (2016, 9).

das Soziale im Mentalen, im Diskurs oder in der Interaktion ansiedeln (Reckwitz 2002, 249). Und was versteht Reckwitz unter Praktik?

»Eine Praktik stellt ein in der Zeitsequenz routinisiert und kompetent hervorgebrachtes ›accomplishment‹ (Garfinkel) dar, das auf einem impliziten know-how-Wissen beruht« (Reckwitz 2004, 31).

Diese routinisierten »Aktivitäten« umfassen mehrere verwobene und untrennbare Elemente:

»forms of bodily activities, forms of mental activities, ›things‹ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge« (Reckwitz 2002, 249).

Wie zentral dabei der Aspekt der Routine für die Praxis ist, ist allerdings von Autor*in zu Autor*in verschieden. So hebt Schatzki (2016b, 25f) hervor, Routinen seien nur ein Aspekt unter vielen. Praktiken zeichneten sich neben den Regelmäßigkeiten eben auch durch Irreguläres, Variationen und Veränderung aus und stünden diesen nicht gegen.

Weniger umstritten ist, dass Strukturen als Routinisierung sozialer Praktiken verstanden werden, d.h. als Praktiken, die über eine gewisse Zeitspanne als Wiederholungen aufscheinen. Diese Routinisierung sei keine in Stein gemeißelte Ordnung, weil soziale Ordnung hauptsächlich auf Prozessen sozialer Reproduktion beruhe. Damit bewegen sich die Praktiken immer im Spannungsfeld

»zwischen einer relativen ›Geschlossenheit‹ der Wiederholung und einer relativen ›Offenheit‹ für Misslingen, Neuinterpretation, Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs« (Reckwitz 2003, 294).

Das Auflösen und Verschieben von Strukturen und Ordnungen wird in der alltäglichen Krise der Routinen lokalisiert, in Konstellationen interpretativer »Inter-Determiniertheit« und einer mangelnden Angemessenheit von Wissensinhalten und -formen, denen Träger*innen von verschiedenen Praktiken in spezifischen Situationen ausgesetzt seien (Reckwitz 2002, 255). Individuen werden in der praxeologischen Kulturtheorie ausschließlich als Träger*innen (*agents*) sozialer Praktiken verstanden, als Träger*innen von körperlichen Verhaltensweisen und von spezifischen und routinisierten Formen von Gewusstwie. Sie sind Körper und Psyche, die Praktiken sowohl mitführen (*carry*) als auch ausführen (*carry-out*). Individuen sind in diesem Verständnis losgelöst von den sozialen Praktiken nicht denkbar. Damit schieben die Praxistheori-

en im Vergleich zu den klassischen Sozialtheorien das Individuum aus dem Zentrum der Analyse und Aufmerksamkeit. »Conventional ›mental‹ activities of knowing« (Reckwitz 2002, 256) werden demzufolge nicht als Eigenschaften der Individuen angesehen, sondern als notwendige Elemente und Qualitäten der Praktiken.

Zwei Aspekte der Praxistheorie werden nicht nur von anderen sozialtheoretischen Ansätzen, sondern auch von Vertreter*innen anderer Auslegungen kritisiert. So attestieren Alkemeyer und Buschmann (2019, 132) der Praxistheorie, einem »Ordnungsbias« zu erliegen. Sie richte einen starken Fokus auf gelingende Routinen und auf die Ordnung tragenden Akteur*innen. Darüber vergesse sie die sich dieser Ordnung widersetzenen und sie herausfordernenden Subjekte. Zudem würden die Akteur*innen, also die Träger*innen der Praktiken, verschwinden (2016, 129). Dieser Einwand werde gegen die Praxistheorie generell vorgebracht, so Schatzki. Das sei allerdings ein Fehlschluss. Dass sich die Praxistheorie vor allem für die Ordnungen im Sinne von ungestörten Routinen interessiere, trifft laut Schatzki (2016b, 24) nur für die Praxistheorien zu, die ihren Fokus auf eben diese Routinen als Regelmäßigkeiten legen. Das stelle allerdings nur eine Spielart der Praxistheorie dar.

